

Rebecca Lim



Band 1 - 4

# Mercy

Ist Liebe ewig?

Ravensburger Buchverlag

„Lauren war Sopran wie wir“, fügt Tiffany hinzu. „Blond, hochintelligent und schön. Das ganze Programm.“ Sie mustert mich von oben bis unten, als wollte sie sagen: „Mit anderen Worten, alles, was du nicht bist, Baby.“

Ich frage mich wieder, warum Carmen sich so verzweifelt danach sehnt, von diesem Miststück beachtet zu werden.

„Alle an der Paradise High machen einen großen Bogen um Ryan“, sagt Tiffany, als Mr Masson erneut versucht, sich Gehör zu verschaffen. „Er ist ein durchgeknallter Außenseiter, der reinste Sprengcocktail, und noch dazu hat er ein Gewehr. Ein paar Leute haben ihn sogar damit rumballern sehen. Und es heißt, da war überall Blut.“

Die beiden Statements stehen völlig zusammenhanglos nebeneinander. Es sei denn, man ist so böseartig und stellt eine Verbindung her.

Carmen runzelt die Stirn, was auf mein Konto geht. „Dann glauben die Leute also, dass Ryan vielleicht was mit dem Verbrechen zu tun hat?“, frage ich. „Dass es der Vater war? Oder der Sohn? Dass beide mit drinstecken? So eine abartige Inzestgeschichte? Vielleicht weiß die Mutter was?“

Tiffany nickt begeistert. „Pass gut auf dich auf, Carmen. Ich an deiner Stelle würde nachts kein Auge zutun.“

Sie grinst das Mädchen an, das auf der anderen Seite neben ihr sitzt, als sei ich gar nicht da. Da kannst du lange warten, dass sich jemand auf dein dürres Knochengestell stürzt, soll das heißen. Ich weiß genau, was sie denken.

„Na ja, danke jedenfalls für die Info“, sage ich kühl und starre das andere Mädchen nieder, das verlegen wegschaut. Carmen hat ihr noch nie einen bösen Blick zugeworfen, da bin ich mir sicher. Es ist ein gutes Gefühl, deshalb starre ich gleich noch ein paar andere nieder – nur so zum Spaß, bis alle Soprane der St.-Joseph’s plötzlich ihre Augen überall haben, nur nicht bei mir.

„Betrachte es als Sozialdienst“, sagt Tiffany lachend, ohne Carmens schneidende Kälte oder die betroffenen Gesichter ihres Hofstaats wahrzunehmen. Tiffany kriegt eben nie was mit.

„Und stell dir vor, die haben extra noch Schüler von Little Falls und Port Marie für diese musikalische Soiree hergekarrt“, plappert sie weiter. „Aber das hilft nichts, es wird trotzdem beschissen klingen.“

Dann springen wir fast an die Decke vor Schreck, weil Mr Masson die alte Musikanlage so laut aufdreht, dass uns beinahe der Kopf platzt. Zuerst ertönt ein gewaltiges Orgelbrausen, gefolgt von der Ouvertüre eines riesigen Orchesters. Plötzlich fangen alle an, wie wild in ihrer Partitur zu blättern, alle suchen verzweifelt die Anfangstakte von ... ähm, oh, ja, der Hymne *Veni, creator spiritus*. Muss man das kennen? Ich nicht. Die Noten sind mir immer noch ein Buch mit sieben Siegeln, so wie gestern Abend. Wo setzt noch mal der Chor ein?

Ich werfe einen Seitenblick zu Tiffany, die geradeaus nach vorne zu Mr Masson schaut und auf ihren Einsatz wartet. Allzeit bereit und in tadelloser Haltung. Genau nach dieser Perfektion sehnt sich Carmen in jeder Sekunde ihres Lebens. Die Leute haben manchmal

komische Wünsche.

Ich folge Tiffanys fliegender Finger bis zu dem Punkt, an dem ihr manikürter Nagel die Seite verlässt und ihre Stimme einsetzt, und plötzlich werden meine Augen schmal, so groß ist der Schock des Wiedererkennens. Erst jetzt fällt mir auf, was ich schon gestern Abend hätte sehen müssen: Teil eins von Mahlers 8. Sinfonie ist nicht in Französisch oder Deutsch oder Italienisch. Sprachen, die am Rand der Partitur hingestreut sind, die mir nichts sagen und für die ich keine Geduld aufbringe. Ich hätte mich auf den Titel der Eröffnungshymne konzentrieren sollen. Denn die Hymne ist wie der Titel in Latein.

Als die Mädchen des St.-Joseph's-Chors die Konkurrenz mit ihrem unglaublichen Gesang wegfegen, stelle ich fest, dass ich jedes einzelne Wort verstehe, das sie singen, als wäre Latein die Sprache, in der ich denke, in der ich träume.

Sie singen:

*Veni, creator spiritus  
Mentes tuorum visita!*

*Komm, Schöpfergeist,  
kehr bei uns ein!*

Schöpfergeist. Die Worte zucken wie Blitze durch mein Rückgrat, das Brausen der Orgel löst kleine Nachbeben in meinem Körper aus.

Und die Musik? Es ist, als wären Serafim mit uns im Raum. Vergiss das ganze Haarspray, die zu dick aufgetragene Wimperntusche, den Gesichtsaufheller, den Abdeckstift, den Lidschatten, die Botoxlippen. Wenn ich die Augen schließe, höre ich Engelsstimmen. Der Klang reißt mir die Seele auf. Das ist so fröhlich, so erhaben, so schnell, so komplex. Schön. Wenn ich diese Musik jemals in meinem ganzen verfluchten Leben gehört hätte, würde ich mich mit Sicherheit daran erinnern.

Die Mädchen der St.-Joseph's haben sich längst in zwei deutlich unterscheidbare Stimmkörper aufgeteilt – zwei Chöre, klar, hell und rein. Aber ich bin wie betäubt von meiner neuen Erkenntnis; ich bringe den Mund nicht auf, mache keinen Versuch, bei diesem Gesang mitzuhalten. Genauso wenig wie die meisten anderen im Raum. Ein paar tapfere Seelen schmettern ihre eigene, misstönende Mahler-Version, die vom Gesang der St.-Joseph's-Mädchen überdeckt wird und zum Glück im Mahlstrom von Orgel, Orchester und Tiffanys Solostimme untergeht. Einer Stimme, die sich hoch aufschwingt, höher, lauter und reiner als alle anderen. Im Saal wird es unruhig, Köpfe recken sich nach der Quelle dieses Klangs.

„Sie ist unglaublich!“, ruft jemand hinter mir.

Ich sehe, wie die Blicke der Musiklehrer von vier Schulen wohlwollend auf Tiffany ruhen, die sich in die Brust wirft und ihre Lautstärke noch einmal steigert.

Arme Carmen. Wenn das hier eine Art Wettkampf ist, verlieren wir ihn gemeinsam. Ich kann mich nicht erinnern, wie man singt, ja, nicht mal, ob ich es überhaupt kann. Mit

zitternden Händen blättere ich die Seiten um und frage mich, was ich sonst noch alles über mich vergessen habe.

Mr Masson schlägt unbeirrt weiter den Takt, während die Mädchen aus Paradise unmissverständlich zu erkennen geben, dass wir so gut wie tot sind, und die Jungen wilde Wetten untereinander abschließen, welche von uns sich als Erste flachlegen lässt. Ich schrumpfe immer mehr in meinem Stuhl zusammen und blättere die Seiten meiner Partitur um, immer einen Sekundenbruchteil nach Tiffany.

Während ich angestrengt lausche, verändert sich die Musik. Ich höre Glocken, Flöten, Hörner, Tonkaskaden von gezupften Streichinstrumenten. Die Musik drängt voran, ruhig, getragen. Ich spüre, dass sich etwas aufbaut.

„Was ist los?“, fragt eine unserer Lehrerinnen, die an der Seite steht, mit stummen Lippenbewegungen. Tiffany wirft mir einen überraschten Blick zu, bevor sie plötzlich den Kopf senkt und auf ihre eigenen Noten starrt, dann wieder zu mir.

Ein zittriger Tenor, der irgendwo in der eisigen Halle sitzt, stürzt sich in ein bebendes Solo, und vereinzelt steigt Gelächter auf, als würde hier ein ungnädiges Studiopublikum von einem drittklassigen Comedy-Typ aufgewärmt. Tiffany erhebt ihre glockenhelle Stimme dagegen und wieder bin ich fassungslos. Wenn sie singt, klingt sie völlig anders als sonst. Sie ist Welten entfernt von ihrer üblichen Kreischstimme und das muss etwas Gutes bedeuten.

Aus den beiden gegenüberliegenden Reihen funkeln mich zwei St.-Joseph's-Mädchen an, bevor sie hastig in Tiffanys Gesang einstimmen. Zwei weitere Männerstimmen stürzen sich bebend, aber tapfer ins Gefecht. Zusammen singen sie:

*Imple superna gratia  
Quae tu creasti pectora.*

*Erfülle mit himmlischer Gnade  
Die Herzen, die du erschufst.*

Diese Worte lösen eine plötzliche, namenlose Traurigkeit in mir aus. Es dauert mehrere Seiten, bis ich registriere, dass die grimmige, grauhaarige Lehrerin aus dem Bus, die an der Seite hin und her läuft und zornig die Fäuste ballt, meinen Blick aufzufangen versucht. Ihre ruckartigen, spinnenähnlichen Bewegungen bleiben nicht unbemerkt, und überall im Saal recken sich Köpfe nach ihr. Unter der Oberfläche der gewaltigen Musik breitet sich aufgeregtes Geschnatter aus.

Plötzlich kann die Frau ihre Wut nicht länger bezähmen. „Carmen!“, brüllt sie über den Orchesterpart hinweg.

Entsetzt begreife ich, dass ich meinen Einsatz verpasst habe und dass es nicht der erste gewesen sein kann.

Ich sehe die Frau an und schüttele den Kopf – Miss Fellows, heißt sie, glaube ich. Dann hebe ich ratlos die Hände. Sie kommt mir vor wie eine Zeichentrickfigur, wie sie da auf

und ab hüpft und sich das kurze Haar rauft, das von ihrem Kopf absteht wie die Stacheln eines gefährlichen Raubtiers.

Mr Masson stellt das Band mit der Orchestereinspielung ab. „Gibt es ein Problem?“, fragt er mit hochgezogenen Augenbrauen.

Die Lehrer der anderen Schulen blicken neugierig zu mir: ein griesgrämiger, weißhaariger Mann in einem staubigen schwarzen Anzug und ein schlanker, gut aussehender Typ, der fast zu jung für einen Lehrer aussieht. Die Mädchen der St.-Joseph's starren mich ebenfalls alle an und zischen Kommentare aus den Mundwinkeln. Das ist nichts Neues für Carmen, nehme ich an. Andere im Raum tuscheln und zeigen mit Fingern auf mich. Da ist sie, da sitzt das Problem.

Ich bin wieder mal der stille Punkt im Zentrum einer wirbelnden Welt, und Carmens Gesicht wird ganz heiß, als ihr das Blut in den Kopf schießt. Ich kann nichts dagegen tun. Ich hasse es, wenn ich Fehler mache.

„Nein, nein, kein Problem“, bellt Miss Fellows. „Tiffany, du übernimmst Carmens Part. Rachel, du springst für Tiffany ein. Carmen, du setzt erst mal aus. Also, ab Phrase sieben.“

Tiffany wirft mir einen triumphierenden Blick zu und erhebt ihre Stimme, nachdem Mr Masson die Orchestermusik wieder angestellt hat. Ich lese hastig von links nach rechts ab Phrase sieben und merke zu spät, dass Tiffany eine der Solistinnen sein muss.

Mist, denke ich plötzlich. Dann muss Carmen das auch sein.

Der verdammte erste Solosopran. Wenn sie gerade ansprechbar ist.

# Mercy

## Kapitel 6

Ich sitze schweigend da, eine gefühlte Ewigkeit – bis die Glocke zur ersten Stunde läutet und die Schüler ganz erleichtert zur Tür hinausstapfen. Die anderen Mädchen von der St.-Joseph's werden auf einer Woge von männlichen Bewunderern davongetragen, was für die meisten von ihnen eine neue Erfahrung sein muss. Miss Fellows und Miss Justin, die zweite St.-Joseph's-Lehrerin, kommen voll selbstgerechter Empörung zu mir herübergedampft. Sie erlauben mir nicht, den Raum zu verlassen oder auch nur von meinem Platz aufzustehen.

„Du hast nicht nur dich selbst blamiert“, blafft Miss Fellows ohne Einleitung los, „sondern allen anderen ihren Auftritt verdorben. Delia hat auf deine Einsätze gewartet, und was machst du?“ Miss Fellows tobt, als könnte sie jeden Moment explodieren und zu einer Wolke aus Schwefeldampf verpuffen, aber ich höre nur mit halbem Ohr hin. Einige von Tiffanys Worten gehen mir nicht aus dem Kopf, ich jage ihnen nach durch Carmens unzuverlässige Gehirnwindungen. Aber es hilft nichts, ich muss nun mal mit dem vorliebnehmen, was ich habe.

Miss Dustin legt ihre Hand beschwichtigend auf Miss Fellows Arm und unterbricht sie mitten in ihrer Schimpftirade. Wie bei einem Polizeiverhör nehmen sie mich in die Mangel, der böse und der gute Cop. Man muss kein Genie sein, um zu erraten, wer wer ist.

„Stimmt was nicht mit dir, Carmen?“, fragt Miss Dustin und blickt mich durch ihren lächerlichen Pony an. „Du bist seit gestern gar nicht du selbst. Brauchst du Hilfe?“

Ich kann mir kaum das Lachen verkneifen und flüchte mich in einen wenig überzeugenden Hustenanfall. Von Carmens Standpunkt aus gibt es im Moment nicht viel, was gut läuft, aber wie soll ich das den beiden hier erklären, diesem Dick-und-Doof-Gespann? Ich zucke die Schultern, auch wenn ich wahrscheinlich die Zerknirschte spielen müsste. Und das bringt Miss Fellows wieder auf die Palme.

„Du benimmst dich wie ein Junkie, seit wir hier sind, Zappacosta. Morgen ist deine letzte Chance, sonst übernimmt Tiffany deinen Part, und du weißt ja, wo wir mit diesem Stück hinwollen. Also betrachte es als letzte Warnung. Wenn du den Auftritt hier vermasselst, wirst du in diesem Chor nie wieder ein Solo singen. Dann kannst du auch deine Bewerbung für die Musikhochschule vergessen, und wenn dich manche Leute für noch so begabt halten ...“ Sie lässt den letzten Satz so stehen, aber es ist klar, was sie